

Die Deutschen auf Jamaika.

Ein Deutscher, der etwa neun Jahre in Kingston (Jamaika) anässig war, schreibt den „Hamb. Nachr.“:
Vielleicht dürfte es für Sie und Ihre Leser von Interesse sein, einmal zu hören, wie es Ihren Landsleuten in Jamaika erging. Unsere deutsche Kolonie in Jamaika bestand aus nur ungefähr einem Duzend Herren, die dort meistens seit Jahren anässig waren. Außerdem befanden sich in Jamaika eine Reihe von Seeleuten, die aus dem einen oder anderen Grunde wohl in jeder Hafenstadt der Welt zu finden sind und die der jändigen Kolonie kaum zugerechnet sind, da ihr Aufenthalt meistens nur kurz ist. Ich möchte voraussagen, daß die anässigen Deutschen fast ohne Ausnahme sich in den besten Stellungen befanden, wenn sie nicht Inhaber ihrer eigenen Geschäfte waren. Die meisten gehörten einem oder mehreren der englischen Klubs an, da ein deutscher Klub bei der geringen Zahl sich nicht bilden konnte. Das Verhältnis zwischen Engländern und Deutschen war stets das denkbar beste und die Deutschen waren angesehen und geschätzt. Wohl keiner von uns ahnte auch nur, wie die Verhältnisse sich ändern würden, als unser Vaterland sich gegen den Ueberfall der vereinigten Mächte zu verteidigen hatte.

Am 4. August morgens wurde ich gegen 6 Uhr geweckt mit der Nachricht, daß zwei Herren mich sofort zu sprechen wünschten und dies wurde auch meinem Vetter mitgeteilt, der bei mir wohnte. Ich begab mich in meinen Bajas nach unten und traf einen englischen Offizier in Uniform sowie einen Militärarzt in Zivil, die mir mitteilten, daß in derselben Nacht in Jamaika die Nachricht eingetroffen sei, daß England den Krieg an Deutschland erklärt habe. Man ersuchte mich, mit ihnen im Auto nach dem Militärlager zu kommen und auf mein Befragen erklärte man mir, daß es sich wohl nur um Flogabe einiger Erklärungen handelte, da wir Deutsche seien. Wir erwarteten daher, im Laufe einer Stunde wieder zurück zu sein. Im Militärlager schien es erst, als ob man nicht recht wußte, was man mit uns anfangen sollte, und wir wurden schließlich nach dem Polizeihauptquartier gebracht, wo uns beiden ein Zimmer zur Verfügung gestellt wurde, in dem uns nach einiger Zeit ein Frühstück serviert wurde. Nachdem wir hier ein paar Stunden zugebracht hatten, verlangte ich den diensttuenden Polizeioffizier zu sehen und verlangte Auskunft, aus welchem Grunde wir zurückgehalten würden. Es wurde mir erklärt, daß wir nicht arretiert wären, sondern nur gehalten würden, um eine Entscheidung des Gouverneurs abzuwarten, der sich zurzeit mit dem General in Konferenz befindet. Ich schickte darauf sofort durch meinen Chauffeur, der draußen mit meinem Auto wartete, eine Nachricht an meine Frau und ersuchte sie, sich sofort zum deutschen Konsul zu begeben und ihm von unserer Situation Nachricht zu geben. Am Nachmittag wurden wir wieder in Begleitung eines Offiziers nach dem Militärlager gebracht und fanden dort einen anderen Herrn vor, der gleichfalls seit dem Morgen, ohne zu wissen, warum, unter Aufsicht und Schutz genommen war. Hier wurden wir von einem Major eingelenk verhört. Mein Vetter wurde gefragt, warum er an einem Sonntag morgen viele Wochen vorher einen Weg geritten war, der an einem Wasserreservoir vorbeiführt. Diesen Weg, einer der Hauptausflüsse des Landes, bin ich sowohl als jeder andere, der reitet oder fährt, wohl hundertmal passiert. Der Verdacht war nun, daß mein Vetter sich mit diesem Reservoir befaßt habe, in welcher Weise ist ihm und mir heute noch nicht klar und den Engländern wohl auch nicht. Mir wurde vorgeworfen, daß ich fortwährend mit meinem Auto die ganze Insel bereise und als ich erklärte, daß ich Agenten meines Geschäfts an allen Kläben hätte, die ich beständig zu besuchen und zu kontrollieren hätte, war die Antwort, daß ich zu gut bezahlt würde, da mir alle Wege und Stege bekannt sein müßten und daher gefährlich und verdächtig wäre. Wir wurden jedoch nach diesem Verhör wieder entlassen, da es der Behörde nicht möglich war, uns in irgendeiner Weise etwas nachzuweisen. In der Zwischenzeit war auch der deutsche Konsul tätig gewesen und hatte den Gouverneur unserrethalben aufgefordert. Wir konnten so dieselbe Nacht in unserer eigenen Vert schlafen, während die Zeitung schon in einer Entlassung angelegt hatte.

Wir glaubten nun, dieser verlorene Geschäftstag sei der einzige. Am folgenden Morgen hätte ich in der Stadt, daß ein Telefonat durchgeschritten sei, der vom Generalkommando nach einem der Posten führte, und daß ich dieser Tat beschuldigt oder verdächtig sei. Am Freitag, den 7. August, erhielt ich sowie alle anderen Deutschen und Oesterreicher eine gedruckte deutsche Aufforderung des Generals, uns am selben Tage um 6 Uhr abends im Militärhauptquartier einzufinden, da er uns eine Mitteilung zu machen habe. Wieder

glaubten wir, daß es sich vielleicht um gewisse Verhaftungsmaßregeln handelte. Wir wurden alle einzeln drei verhafteten Regern vorgeführt, ob es dieser Mann sei, welche Frage aber stets von den Schwarzen verneint wurde. Scheinbar hatten die Regern berichtet, daß sie jemand gesehen hätten, der sich in der Nähe der Posten herumgetrieben hätte und sollten diese Persönlichkeiten nun feststellen, wobei man sicher annahm, daß es ein Deutscher sein müsse. Wenn wir aber glaubten, nun entlassen zu sein, so waren wir sehr im Irrtum, denn es wurde und erklärt, daß wir alle unter Begleitung einer Wache nach dem Militärlager gebracht würden und bis zur Beendigung des Krieges interniert würden. Wer sich unter Erlaubnis und unsere Heberzeugung vorstellen? Niemand war auf diese Wendung vorbereitet. Im Geschäft hatte ein jeder seine Arbeit vor sich, und keine Zeit gehabt, sie einem Nachfolger zu übergeben, wo ein solcher überhaupt zu beschaffen war. Wir wurden aus alledem, aus unserem Privat- und Geschäftsleben, herausgerissen ohne jede Baranna, ohne Gelegenheit zu haben, unsere Angelegenheiten in Ordnung zu bringen und unser Haus insstand zu setzen. Nun wurden wir begleitet von einer Wache von Regern mit aufgebundenem Seitengewehr im Straßenbahnwagen unter dem Gehlen der begehrten schwarzen Bevölkerung ins Militärlager gebracht und am nächsten Mittag wieder im Straßenbahnwagen nach der Eisenbahnstation und von dort nach der Bahn nach Spanish Town, etwa 13 Meilen von der Hauptstadt Kingston, übergeführt. Hier wurden wir in einem Hotel, das der Regierung gehört, untergebracht. Das Hotel war während der Nacht mit einem zehn Fuß hohen Stacheldraht umgeben worden und die Wache bestand aus schwarzer Polizei unter Führung eines englischen Offiziers, der in den nun folgenden Wochen uns das Leben so angenehm zu machen suchte, wie seine Instruktionen es ihm erlaubten. Fast jeder von uns hatte sein eigenes Zimmer, ein Piano und ein Billard waren vorhanden und die Mahlzeiten waren im ganzen gut. Nach vierzehn Tagen wurde uns erklärt, daß die in diesem Hotel bleiben wollten, 4 Schilling 7 d für den Tag aus eigener Tasche zahlen müßten, während die Regierung weitere 1 Schilling 5 d für den Mann und Tag beitrüge, da der Pensionspreis 6 Schilling per Tag sei. Mehrere der Seeleute, die teils in Kingston, teils in anderen Küstenstädten Jamaikas von den englischen, norwegischen und amerikanischen Schiffen heruntergeholt waren, mußten nun das Hotel verlassen und wurden wieder nach Kingston ins Militärlager gebracht, da sie natürlich aus eigener Tasche nicht die Pension bezahlen konnten. Hier wurden sie in einer leeren Kaserne des Regiments untergebracht und entsprechend verpflegt. Ich habe von einem derselben gehört, daß die Zustände dort fürchterlich seien, was ich mir wohl denken kann, wenn man die hiesigen Eingeborenen kennt.

Unsere kleine Schar belief sich nun auf zehn deutsche Herren und zwei Damen, die freiwillig unsere Gefangenschaft teilten, da es ihnen infolge der Haltung der Bevölkerung fast unmöglich gemacht war, sich ohne Verhaftung frei zu bewegen.

Nachdem wir ungefähr sechs Wochen in diesem Hotel verbracht hatten, erhielten wir die Nachricht, daß wir alle nach dem Militärlager in Kingston zurückgebracht würden. Inzwischen war der S. S. L. Dampfer „Beithania“ von einem englischen Kriegsschiff aufgebrochen worden und mit der gesamten Mannschaft nach Kingston gebracht. Fast 500 Offiziere und Mannschaften gerieten dadurch in die Kriegsgefangenschaft und wurden zur Hälfte im Militärlager in Kingston und zur anderen Hälfte in Port Royal, der Marinestation vor dem Hafen von Kingston, untergebracht. Ich hatte lustigsten eine Eingabe an den Gouverneur gemacht und ersuchte, mich auf parole zu entlassen und mit zu gehen, mein eigenes Heim in der Nähe von Kingston bewohnen zu dürfen. Dieses wurde mir auch ausnahmsweise gestattet, da ich der einzige Deutsche war, der verheiratet war und sein eigenes Heim besaß. Die übrigen Herren wurden nun zusammen mit den Offizieren der „Beithania“ im Lager in einem besonderen Gebäude untergebracht, wo sie sich auch heute noch befinden. Dieses Gebäude enthält nur ein einziges großes Zimmer, das mit den übrigen Militärarbeiten ausgefüllt ist und von den etwa 18 oder 20 Herren als Schlafzimmer benutzt wird. Die Mahlzeiten werden auf der Veranda eingenommen, was bei dem dortigen Klima auch anständig ist. Die Bewegungsfreiheit ist natürlich sehr beschränkt. Die Mahlzeiten werden von dem Koch des Dampfers „Kaiser Wilhelm der Große“ hergerichtet und die Bedienung bei Tisch von Jungen oder Matrosen geleistet. Die Herren haben so ihre eigene Küche und müssen natürlich wohl den größten Teil der Kosten selbst tragen, da die Regierung, wie ich glaube, jetzt nur 9 Pence für den Mann Unterhaltungsgehalt zahlt.

Ich vermag vorher zu erwähnen, daß nur die Deutschen, die als Reservisten gelten und also nur diejenigen unter 45 Jahren von dieser Internierung betroffen wurden. Ich machte am Ende

des Monats Oktober eine zweite Eingabe an den Gouverneur und ersuchte um die Erlaubnis, die Insel verlassen zu dürfen, da ich geschäftlich nicht mehr tätig sein konnte und das Leben einem dort unruhig gemacht wurde, daß man kaum noch sich auf der Straße zeigen konnte, ohne belästigt zu werden, wenn auch nicht mit Taten, so doch mit Worten. Was aber dies für einen Weichen in einem Regierlande bedeutet, können Sie sich wohl kaum vorstellen. Meine Eingabe wurde bewilligt, jedoch wurde mir im Anfang November mitgeteilt, daß ich mit meiner Frau bis zum 7. November die Küste antreten müsse, andernfalls würde ich auch wieder interniert. Und so verließ ich denn Jamaica und befinde mich zurzeit in New York. Zeit, meinen Haushalt zu ordnen, wurde mir nicht gelassen, und ich werde bei dem Verkauf meines Mobiliars während meiner Abwesenheit wohl schwer verlieren.

Aus dem Obigen ersehen Sie, daß alle Deutschen im militärpflichtigen Alter bei Ausbruch des Krieges interniert wurden und am 8. November nach meiner Abreise wurden auch die älteren Herren, die bis dahin sich nur täglich bei der Polizei zu melden hatten, gleichfalls interniert oder deportiert. Das letzte Schicksal traf drei Herren, soweit mir bekannt ist, und alle waren seit vielen Jahren in Jamaika anässig gewesen.

Was alles in den Zeitungen in Jamaica nach Ausbruch des Krieges gegen die Deutschen geschrieben wurde, und dies von den besten Klassen der Bevölkerung, spottet jeder Beschreibung. Ein jeder Deutscher war demnach ein Spion und wurde dementsprechend beurteilt. Von den Klubs erhielten wir Deutschen eine Benachrichtigung, daß wir bis zur Beendigung des Krieges dieselben nicht besuchen dürften, obgleich mehrere von uns Anteilnahme an dem Grundbesitz des Klubs besaßen. Von den Gerichten, die über uns im Umlauf waren und die von dem größten Teil auch der weißen Bevölkerung geglaubt wurden, will ich nur im allgemeinen erwähnen, daß diese uns Mann für Mann zum schlimmsten Spion stempelten. Jedenfalls war der Wunsch der Vater des Gedankens und man hätte gar zu gerne von einem Kriegsgericht gehört und der Hinrichtung oder Erschießung eines oder des anderen unserer Landsleute. Wir hätten durch die Zeitungen, daß die Spionensucht in England geradezu an Wahnsinn grenzt und Jamaika wollte jedenfalls nicht weniger „englisch“ sein. Jedenfalls war die Furcht überhand, daß unter strenger „Karl's Ruhe“, vor dem jeder eine Heidenangst hatte, einmal wieder Jamaica befallen würde und Kingston ein halbes Stündchen unter Feuer genommen würde.

Von den fast 500 deutschen Seeleuten, die als Kriegsgefangene in Kingston und Port Royal interniert sind, kann ich Ihnen leider wenig berichten, da diese, wie oben bemerkt, separat untergebracht sind und Besuche nicht erlaubt waren, wie denn auch zurzeit die anderen Herren von Freunden und sogar von Ihren eigenen Geschwägern keine Besuche empfangen dürfen.

Zur Vorgeschichte des Nibelungenliedes.

Das Nibelungenlied, wie es als unser deutsches Nationalpos vorliegt, ist das Ende einer langen Entwicklung, in der sich der Sagenstoff langsam gestaltet. Ueber diese Vorgeschichte des Nibelungenliedes haben sehr viele Forscher gearbeitet und ein reiches Material zusammengestellt, das uns einen Einblick in das Wahre und Werden der Volksdichtung gestattet. Eine neue Uebersetzung der einzelnen Vorleser, die der liberalen Form des Epos vorausgehen, bietet Prof. Andreas Heusler in einer Abhandlung der Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften, in der er die Heldenrollen im Surambenuntergang zum Gegenstand seiner Forschung macht. Das allmähliche Anwachsen der Heldenreihe gibt ihm ein Mittel in die Hand, um die einzelnen Phasen, in denen der Nibelungenstoff dichterisch in die Erscheinung trat, zu prüfen und die Umformungen des Stoffes in den einzelnen Liedern zu erkennen.

Während die älteste Stufe nur zwei Helden kennt, Gunter und Hagen, gibt es in unserm Nibelungenlied eine große Anzahl genannter Helden, sechs auf Seiten der Burgunden und zehn auf Seiten der Saksen. Langsam treten die einzelnen Heldenfiguren hinzu, je nachdem sich neue Zustände anderer Sagenwelten mit dem Strom der Hauptlage vereinigen. Am Anfang der Entwicklung, soweit wir sie erkennen können, steht das ältere Nibelied der Edda mit seinen 48 Strophen. Aber dieser ebbische Nibelied konnte ja nicht ohne weiteres den Ausgangspunkt unseres Nibelungenliedes bilden, sondern dazu war ein deutscher Stammvater notwendig, und dieser läßt sich aus dem Nibelied mittelbar erschließen. Diese älteste Stufe der deutschen Nibelungenbildung, das altfränkische Burgundenlied, muß

Ueberflus.

Von Martin Andersen Mergö.

Frau Hansen schwante darauslos von den Johannisbeeren, von denen ein Teil als Eingemachtes und Saft Verwendung finden sollte, vor allem aber als Eingemachtes. Weil man dann im Winter etwas zu kochen habe. Der Rest sei dem Arzt und Apotheker in der Stadt zum Tagespreis bestellt, und das heiße in diesem Jahr, wo es überall überreichlich Obst gebe, so etwas wie eine Krone fürs Liespfund (acht Rilo) — damit sei dann gerade das Abpfänden bezahlt. Dagegen sei der Preis im vorigen Jahre mit seiner schlechten Obsternte drei Kronen fürs Liespfund gewesen; da könne man sehen, wie verschieden die Zeiten seien... Natürlich liege es am Frühjahrsregen! Aber gut sei es doch, daß es so viel Obst gebe, — für die vielen, die es gern öfen und kein Geld hätten. — Er hörte sie verdrossen an, schwang sich zu einigen Ja und Nein auf und ging dann fort, um seinen gewöhnlichen Morgenpaziergang am Fjord entlang zu machen. Während er verdrießlich in die Luft starrte, mußte er laut lachen: Es klang haarsträubend, aber Rizinussöl bedeutete tatsächlich eine hellere Lebensauffassung! Die Schammut und seine ganze ästhetische Lebensanschauung waren nichts als Verdauungsresultate — schlechte Ergebnisse einer schlechten Verdauung.

Als er zurückkehrte, sahen Mutter und Tochter am Frühstückstisch. Frau Hansen öffnete die Tür und fragte, ob er nicht ein weichgekochtes Ei essen wolle. Er schwante einen Augenblick, dann nahm er das Anerbieten an und ging mit hinein.

Der Frühstückstisch war einfach: für die Familie gab es nur Kaffee und „Hamburger“: Weiß- und Roggenbrot aufeinandergelegt. Aber wie alles im Hause sehr appetitlich — zum Hineinbeißen.

Zu seinem Erstaunen sah er, daß schon für ihn gedeckt war, und daß das Ei bereits in eine Serviette gehüllt, auf seinem Teller lag. Und doch mußte sie geglaubt haben, einen Storb von ihm zu bekommen. Ob das wohl alle die Mole, als er es abgelehnt hatte, ebenso gewesen war? Wahrscheinlich. Es tat ihm zugleich weh und wohl, daran zu denken. Man empfand ein eigentümliches Behagen, wenn man so Gegenstand weiblicher, beinahe mütterlicher Fürsorge war,

und er scherzte und lachte, mischte sich einen „Stoffee“ aus Sahne und Wasser mit ausgerechnet zwei Tropfen wirklichen Kaffees und wollte auch ein „Hamburger“ Brot versuchen. Aber dem widerlegte sich die Wirtin entschieden. Jetzt will ich Ihnen etwas sagen: Sie können zwei Stüde Weißbrot zusammensetzen, das ist zur Abwechslung immer amüsanter, als jedes für sich zu essen.

Wäre es dann nicht noch amüsanter, zur Abwechslung die Butter nach außen zu fegen? fragte Karl und machte Miene, es zu tun, während Else sich vor Dachsen nicht zu lassen wußte.

Er trällerte schwach und ohne es zu wissen, als er bald darauf sein Wohnzimmer aufsuchte.

8.

Karl stand in der Regel erst gegen acht Uhr auf; den Vormittag verbrachte er gern im Freien. Er ging sehr langsam, da er bei jeder Anstrengung in Schwäche geriet. An den ersten Tagen kam er nicht weiter als bis zur Kirchhofsmauer, allmählich aber dehnte er seinen Spaziergang bis zur Wassermühle aus. Dann haperte es damit, nach Hause zu gelangen, und nachher war er für den ganzen Tag erschöpft; aber häufig konnte er zu einem Bauer, der zur Stadt wollte, aufsteigen und mitfahren. Dann begann stets ein Kreuzverhör, woher er sei, wie er heiße, und ob er den und den in der Hauptstadt kenne. Die älteren Leute erkundigten sich auch immer noch dem König. Aber sobald sie hörten, daß er bei Dortea Hansen wohne, ließen sie seine Person stets ganz aus dem Spiel und sangen an, nach ihr und der Tochter zu fragen, ob sie guten Verdienst hätten, gesund seien usw. Alle Leute vom Lande schienen sie zu kennen und sich besonders für sie zu interessieren. Es mußte an Frau Hansen irgend etwas Eigentümliches sein; aber was es war, konnte er nicht erfahren, denn dieselben Leute, die so schlau im Ausforschen waren, verstummten auf der Stelle, wenn er fragte.

Ein alter Bauer, mit dem er eines Tages fuhr, rief, als Karl ihren Namen nannte: „Das ist ein tüchtiges altes Mädchen!“

„Altes Mädchen?“ fragte Karl aufmerksam. Aber der Bauer überhörte die Frage und wandte sich Karls Person zu:

„Dann haben Sie wohl studiert, wenn Sie so faulenzgen können?“

„So, ich bin Kandid. Phil.“

„So —? Kann man davon Pastor werden?“ „Nein,“ erwiderte Karl lachend. „Küster vielleicht?“ fragte der Bauer wieder. „Nein, nicht mal das.“

„Dann kann wohl nicht viel dran sein,“ sagte der Bauer und lachte verächtlich aus. „Professor kann man aber werden.“

„Verflucht nochmal,“ sagte der Bauer erstaunt. Er glaubte jedoch nicht daran, und seitdem hieß Karl rings um Lande nicht anders als der „Professor“.

Es betriebe ihn, daß auf dieser Seite des Fjords kein richtiger Wald lag. Da war nur der kleine Sain dicht am Hause, wo er oft saß, den Amseln lauschte und dem Laube bei seiner Drehung nach dem Licht folgte; aber man hatte keinen Blag, sich zu regen. Der Kirchhof war reich an Bäumen, aber dort hielt er sich nicht gern auf, und dann blieb nur noch ein Sackewaldchen übrig, ungefähr mitten zwischen dem Friedhof und der Wassermühle. Doch da war man entsetzt damit beschäftigt, die Eichen auszuroden und an ihre Stelle junge Tannen zu setzen.

Täglich harrete er zum „Nordwald“ jenseits des Fjords hinüber. Der piegalte seine laubreichen Büme im Fjord und breitete sich mit seinen in die Augen fallenden Buchen- und Tannenfeldern auf dem abschüssigen Gelände aus; weit landeinwärts verlief er sich in bläulichen Nebel. Die Wasserlinie betrug wohl nicht mehr als eine Viertelmeile, aber der Weg um den Fjord herum war eine Meile lang, gerade doppelt so weit als bis zur Mühle.

Eines Nachmittags, als er den Weg entlang schlenderte, hörte er einen Wagen hinter sich. Er war von der Hitze zu erschöpft, den Kopf zu heben, als eine bekannte Stimme rief: „Tag, Kopenhagen!“ Der Wagen hielt neben ihm. Tage Sörensen war seitlicher, und auf dem Rückweg sahen der Wirt des Abstinenzlerheims und der Kandidat.

„Wollen Sie mitfahren?“ fragte Tage.

„Ja, wie weit geht die Reise?“

„Zum Nordwald hinüber.“

„Ja, vielen Dank,“ erwiderte Karl froh und kletterte auf den Platz neben Tage hinauf.

„Ist es eine Berganigungstour?“ fragte er und drehte sich auf dem Sitz um.

„Nein, Papa Sörensen soll das Evangelium predigen. Sie sehen, er ist im Ornat,“ sagte der Kandidat und schlug den Staubmantel des Wirtes zurück. „Wir beiden anderen sind als Chorknaben mitgefahren.“

(Fortf. folgt.)

eine ähnliche einfache Knappe Anlage gehabt haben, wie die Vorlage aus der Edda.

Eine zweite Stufe läßt sich ebenfalls aus einer nordischen Dichtung wiederherstellen. Die Niflungasaga erzählt nämlich um die Mitte des 10. Jahrhunderts in norwegischer Prosa den Untergang der Burgunden; ihr liegt ein älteres, kürzeres deutsches Epos zugrunde, das aber bereits nicht mehr in Franken sondern in Bayern entstanden sein wird. Diese zweite Uiform des Nibelungenstoffes, das ältere bairische Epos, setzt also ein Hauptereignis in der Geschichte der Burgundenlage voraus: die Einwanderung dieses fränkischen niederheimischen Liedstoffes ins bairische Gebiet, in die Donauländer. Die Niflungasaga ist nicht etwa eine reine Uebersetzung des oberdeutschen Epos. Es sind Entstellungen eingetreten, die dem nordischen Sammler und Verfasser mit unterliefen. Immerhin hat die nordische Saga ihr ganzes Gerüst, das allermeiste ihres Inhalts, aus dem bairischen Epos übernommen. Aber die Nachzügler dieses „bairischen“ Epos waren Niederdeutsche, die eine im Sachverhalt alleinbegründete Nibelungen-Tradition kannten. Ein solches Lied in fälschlichem Munde wird durch dänische Zeugnisse aus dem Jahre 1131 bezeugt. So treten also fälschliche und niederdeutsche Füge hinzu, und auch eine Uebersetzung aus Eoeth wirkte mit ein, die die Vorgänge der Burgundenlage, so das Gahmahl, Gunthers Tod und Hagens Sturz im Kampfe, in Eoeth lokalisiert hatte.

Die fränkische Sage muß nach Heudlers Forschungen vielleicht schon im 6. Jahrhundert, jedenfalls schon im 8. Jahrhundert, zu den Baiwaren gekommen sein. Die Annahme einer lateinischen Nibelungendichtung des 10. Jahrhunderts, von der unser Nibelungenlied eine Uebersetzung darstellen dürfte, lehnt er ab. Vielmehr nimmt er an, daß das ältere bairische Epos, das der Niflungasaga zugrunde liegt, in den Donauländern noch eine weitere Umformung und Anpassung an die dort übliche Heldentradition erfuhr und so zu einer dritten Vorstufe unseres Nibelungenliedes umgebildet wurde, zu dem sogenannten „älteren Epos“. In ihm erhielt Hildegar von Böhmen zuerst eine große Rolle; es war rauber, derber und männlicher als sein höflicher Nachfolger und muß etwa um das Jahr 1100 entstanden sein, noch ein gutes Menschenalter vor unserem Nibelungenlied. Hier wurde auch das Hauptmotiv völlig umgestaltet, und aus der Bruderrache Ariemhildens an ihrem Gatten Egel, wie sie die alte Burgundendichtung schildert, wurde die Gattenerache Ariemhildens an ihren Brüdern. Um 1200 entstand dann die vierte und letzte Stufe, die einzige und unmittelbar erhaltene, unser Nibelungenlied, in dem die ganze Darstellung stark veredelt war und die Burgundenlage mindestens den doppelten Umfang einnahm von dem im „älteren Epos“.

Somit der Bericht des Professors Heudler. Raffinirt ist so eine „Erklärung“ etwas rein Neufacheles, wie die ganze Philologie. Diese die einzelnen „Stufen“ entstanden, woher ihre Abweichungen eigentlich rühren usw. — das sind Fragen, um die sich die Literarhistoriker nicht bemühen. Und die Historiker leider auch nicht, da ihnen der Schlüssel dazu, die Methode des historischen Materialismus, verfehlt ist. Dabei zeigt gerade das von Heudler zuletzt angeführte Beispiel sehr klar, wie die Dinge sich entwickeln: Ariemhild rächte in der älteren Sage ihre Brüder an ihrem Gatten Egel, später rächt sie nur noch ihren ersten Gatten Siegfried an ihren Brüdern, während Siegfried früher überhaupt ungerächt blieb. Warum? Weil in jener älteren Zeit das Mutterrecht noch wirkte, jenes Prinzip der Verwandtschaftsorganisation — in der ökonomisch-sozialen Struktur verankert —, nach dem die Blutsverwandtschaft weitläufig an erster Stelle steht, so daß Tacitus über die Germanen sogar berichtet: „Schwiegerkinder stellen dem Ehemann ebenso nahe wie dem Vater, manche halten dieses Blutsband sogar für heiliger und enger“. Wie lange die Ideologie des Mutterrechts stellenweise noch nachwirkte, zeigt auch die Fassung eines anderen Motivs in der Niflungasaga, wo Grimhild schlauerhand zur Schwester des Hilti (Egel) gemacht wird, nur damit dieser ihren Tod rächen muß. Die fränkische Weltanschauung beseitigte dann radikal die ganze Blutrache — auf der ja eigentlich die Sage von den Nibelungen aufgebaut ist, und sie konnte diese Blutrache überall da beseitigen, wo die gesellschaftliche Struktur eine andere, nicht mehr auf dem Mutterrecht ruhende geworden war. Am längsten behält der Norden, entsprechend seiner geringen wirtschaftlichen Entwicklung, auch die alte, schon oben erwähnte Fassung: Grimhild (hier Gudrun genannt) rächt in der nordischen, weniger veränderten Sage den Tod, ihrer Brüder an Hilti (Egel), während sie in der deutschen, ganz umgewälzten Fassung gegen den Willen Egels ihre Brüder vernichtet, um ihren ersten Gatten Siegfried zu rächen.

## Aus einem Feldlazarett in Rußland

mit schwer ausprechbarem Namen sendet der königl. Felddivisionssparkater Vater Georg Timpe der Köln. Volksz. nachstehende anspruchsvolle Schilderung.

Unser Quartier ist in einer Arbeiterwohnung der Zuderfabrik. In drei Zimmern wohnen wir in einem Zimmer, haben jeder seine Bettstelle mit Strohsack, einen Tisch und drei Stühle. Sogar einen Speisekarton und einen gemeinsamen Kleiderschrank. Es fehlt uns nicht einmal ein Heed. So ist's gar nicht so schlecht um uns bestellt. Die anderen Arbeiterhäuser liegen voll von Offizieren, Mannschaften oder sind als Verbandskassen hergerichtet. In einer solchen Hantierreihe liegen Darmkanäle, in einer anderen in die „Russenstation“, wo franke Gefangene untergebracht sind. Aus der Schule hat man auch so etwas für anstehende Kranke gemacht und ein Verwaltungsgelände wurde Montag in Betrieb gesetzt (so etwas ist bei den Verbältnissen in Rußland auch für unsere Tapferen eine reine Notwendigkeit, wenn ich auch selbst jede Bekanntheit damit kraftvoll zurückweise). Neben der eigentlichen Fabrik, wo in den drei Stockwerken die neuen Mannschaften untergebracht sind oder jene, die auf einige Tage abgelöst werden, steht ein großes Lagergebäude. Am unteren Stockwerk sind die Pferde beheimatet. Große Streitereien dürfen sie nicht anfangen, sonst stoßen sie mit dem Kopfe gegen die Decke. Auf einer kleinen Holzterrasse klettert man in den oberen Raum: das Feldlazarett. Gleich rechts so etwas wie Kontor und Apotheke, links dann dehnt sich ein lustiger, duster Raum — für den Duft sorgen die unten einquartierten Pferde —, hell und weiß gefalbt. Freundlich ist er; ich habe schon andere gesehen, bin schon genug in niedrigen Zimmern gewesen, wo das eine Fenster oben Licht genug hineinläßt, die auf Strohsack ausgestreckten Verwundeten zu unterscheiden.

Hier aber ist's gut. Ein jeder der Kranken hat seinen Strohsack, sein Bettuch und seine wollene Decke. Auch eine Niste hat jeder neben dem Kopfkissen stehen, in dem er allerhand Kleinigkeiten: Becher, Brot, Kaffeebehen, Zigaretten unterbringen kann. Der Lurus ist letzte Woche sogar dahin geüben, daß man von Feiler zu Feiler Lindfaden gewirmt und schöne Handtücher daran aufgehängt hat. Das ist wirklich ein Luxus. Denn wer hat sich in den Schützengräben oder auf dem Marsch vorher wohl waschen können? Braun — feldbraun — sind die Gesichter derer, die da eingeliefert werden, und erst langsam werden sie wieder weiß, hellfarbig aussehen. Nicht alle. Die da liegen mit verbundenem Kopf — kaum sieht man Mund und Nase. Nur ab und zu ein leiches Wimmern, eine Drehung nach links oder rechts, sonst liegen sie still, wie sie gekommen, und bleiben still, bis die ewige Ruhe an sie herantritt.

Da sind andere. Man meint, sie wären nicht krank, so frisch liegen sie da, bald aufgerichtet, und lesen und rauchen. Tag und Nacht haben sie in den nassem Schützengräben gestanden. Sie merken nicht mehr, daß die Füße naß waren und kalt, sie merken überhaupt nichts mehr. Ihre Füße, ihre Beine sind errotet, und für die Dauer des Feldzuges dürfen sie genau haben. In der mittleren Reihe vorn liegt ein junger Freiwilliger. Er zeigt mir, als ich ihm guten Morgen sage, den Knopf auf seiner Kacke. Sein Stolz. Er ist Gefreiter geworden; er hat die Knöpfe redlich verdient, der liebe beiseidene Reich. Nicht weit von ihm lag gestern noch ein blonder hochgenackter Brandenburger. Jetzt Tage lag er schon da in den fürchterlichen Schmerzen. Der Schuß hatte ihn innlich verletzt und war weiter durch den Rücken ge-

gangen. Sein einziger Wunsch war, nach der Heimat gebracht zu werden. Als ich ihm die 3. Begehrung gereicht hatte, sahete er nach meinen Händen, drückte sie, mit Anstrengung hob er den Kopf etwas auf und lächelte. Sehen konnte er nicht mehr. Aber sein inneres Auge sah klar, immer wieder dankte er den Wärttern, die ihm soviel Gütes in seiner Ungelude, wie er meinte, getan hatten. Heute morgen habe ich den Segen über sein Grab ausgesprochen: man hatte ihn in seine Heimat gebracht.

In der nächsten Reihe lag vor zwei Wochen ein anderer: Landwehrmann war er gewesen, von einem Granatstück am Hinterkopf schwer verletzt. Als ich ihn fragte, ob ich für ihn nach Hause schreiben sollte, neigte er an seiner Brusttasche herum und brachte endlich ein Bild heraus: „meine liebe Frau“ und die „beiden Kleinen“. Sehen konnte er sie nicht mehr, aber er drückte das vergriffene Bild an seine Brust. Und so hat er geachtet, so ist er auch wohl gestorben. Von den Raketen, die er die Nacht vorher von Hause bekommen, hat er nichts mehr gehört. Doch noch. Er fühlte sie alle einzeln an, und ich las ihm dabei die Briefe vor, und dann legte er sie wieder hin. Las ihm die Briefe vor; aber, daß er den Kopf dicken sollte, wenn eine Angel käme, und daß seine Freunde ihren „Lutigen Aho“ wieder haben wollten, das konnte ich ihm nicht vorlesen, das konnte ich wirklich nicht.

Auf der Erde lag gestern ein Leutnant. Der Name kommt mir bekannt vor. „Haben Sie nicht einen Bruder, der in London war? Der dort den A. A. B. mit gründete?“ Nichtig. Und so plaudern wir von London und vom A. A. B. Schließlich gibt er mir ein Duzend Zigaretten, die frisch geworden waren und die ich ihm trocken solle. Das habe ich getrenntlich getan. Als ich heute wiederkomme, ist er weiter befördert und seine Zigaretten, gut getrocknet, gab ich weiter an andere zum Verdrücken. Ja, Zigaretten! Wer hat doch gesagt, daß der Weg zum Drogen der Mannes durch den Regen geht? Ja behauptet, er geht durch die Zigaretten. Wenigstens hier im Feldlazarett, wo sie den ganzen Tag still liegen müssen, wenig lesen können und sich doch die Zeit vertreiben wollen.

Rebenbei: Lesen. Man hungert ordentlich nach dem Neuesten. Und man ist froh, wenn man die Nummern, zwei, drei, ja vier Wochen alt, zu lesen bekommt. Meistens, wer schickt mir etwas „zum Lesen“? Neue, ganz neue Zeitungen, oder eine Kriegszeitung mit Bildern, oder keine Erzählungen? Nur keine dicken Bücher. Oberster Grundsatz bei allen Sendungen muß sein: es muß sich lohnen. Für Spielereien oder Lektüren, die nur einen Mundvoll darstellen, habe ich wenigstens keine Verwendung. Wer mir aber Zigaretten, Zigaretten, Schokolade in Tafeln und guten Lebestoff schickt, dem bin ich dankbar und die Verwundeten auch.

Heute sind ungefähr 80 noch da; es waren schon an 200. Neben ihnen, durch die Kaner getrennt, liegen die Leichtverwundeten. Sie begnügen sich mit einem einfachen Strohlager, und wenn sie sich mit ihrem Mantel zudecken, ist's ihnen ganz mollig. Die meisten von ihnen bleiben nur ein paar Tage, dann geht's zurück ins Feld oder in die Heimat.

Nur ein kurzer Weg übers Feld. Kleine Hügel nebeneinander. Kleine Kreuze daraus. Kleine weiße Kreuze. Und auf diesen kleinen Kreuzen kleine kurze Inschriften: „Hier ruht in Gott Wehrmann A. . .“, „Gefreiter A. A. usw.“ Und dann der Todestag. Jeden Tag zwei oder drei oder mehr. Ueber dreißig liegen schon da. Und eben überm Weg auf einer kleinen Anhöhe wieder weiße Kreuze. Schmutzige weiße Tannekreuze. Mit Tintenfisch einige fremde Schriftzeichen darauf: Außengräber. Daneben, unter Tannen grün und weiß: zwei, drei deutsche Gräber, im Tode vereint. Jeden Morgen geht ich diesen Weg, diesen Hügel hinauf, sehe auf den kleinen Friedhof hinab, in das weite weiße Land hinaus. Heimweh kommt mich an. Da drüben die weichen Hügelrücken, die kurzen Tannen, die strohgedeckten Hütten, die stille blaue Ferne, ist das nicht die Lüneburger Heide? Hier steht doch ein Radanbeldbaum, und da noch einer, und noch einer, und hinter eine ganze Menge. Nur die Heide fehlt, die braune. Aber der Schnee deckt ja alles zu, alles, nur nicht die gelbe Sandstube, wo der Sand immer wieder abtrifft. Nur nicht das dunkle schwarze Loch da drüben. Nur nicht — ja richtig, wir sind im Krieg — nur nicht den schweißigen Fohlen in Feldgrau, der vor diesem schwarzen Loch, seinem Unterstand, auf und ab geht. Eben steht er still, abgewandt nach Osten. Ob er an die Lieben denkt, in der tosenden Stadt oder auf dem stillen Dorf in der Heimat? Er hat nicht viel Zeit zum Träumen. Es rollt in der Luft. Dann ein Knachen dicht hinter dem Walde. Bald fliegen eiserne Grüße himber, herüber. Was werden die Feindlichen unter den Anzügen anrichten?

Nur ein paar Kilometer links ist die Bzuramündung, die unstrittene. Auf der einen Seite die Feldkanonen, auf der anderen die Feldbraunen, beide eingegraben in festen Stellungen. Wie viele Leben werden noch draufgehen, bis wir sie haben? Leben auf beiden Seiten? Und wieviele Verwundete, mit Wunden in den Händen, in den Füßen, im Leib, durch den Kopf, durch die Brust, werden wieder zu uns gefahren werden? Gefahren auf den Wagen mit dem roten Kreuz, auf strohgedeckten Leiternwagen, auf dem kleinen niedrigen Karren?

Wie ernst ist doch der Krieg! Wieviel Blut macht er fließen, wieviele Tränen läßt er die Wangen brennen! Wieviele Seufzer treibt er aus entsetzten Männerherzen heraus, wieviele zuckende Lippen schlüßelt er krampfhaft, wieviel Herzensnot, wieviel Opfergeist, wieviel Heldenmut preßt er in ein todwundes Herz hinein! Ob in der Heimat alle daran denken? Ob sie wenigstens versuchen, denen nachzufühlen, die für sie bluten und verbluten?

## Schauspieler im Felde.

Der „Neue Weg“ bringt eine Menge Feldpostbriefe von Mitgliedern der Bühnengenossenschaft. Wir geben einige wieder:

Vejasporim, Gedrieben den 17. Dezember 1914.  
Sage der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehörigen für das freundliche Gedanken zum Weihnachtsfest meinen herzlichsten Dank. Die Flasche erreichte mich infolge falscher Beförderung der Post durch Zufall auf einer Dienstreise nach dem Ref.-Inf.-Regiment 82 in Frankfurt, wozu ich Weihnachtsbesuchen brachte. Hätte die Post richtig befördert, so bekam ich das Gedicht erst 10 Tage später. Ergebensten Gruß!  
Küller-Hanno, Sergeant.

Gedrieben den 17. Dezember 1914  
im Bois du Chénat in den Hochvogeln.

Liebe Genossenschaft!  
Vielen und herzlichsten Dank für die liebe Weihnachtsgabe, die heute früh eintraf und sofort ihrer Bestimmung zugeführt wurde. Nach mancherlei Kreuz- und Querfahrten im schönen Wasgau und nach vielen bestandenen Fährlichkeiten liegen wir jetzt schon sechs Wochen hier in der Nähe des Marktes Pösching, ganz nahe dran bei den Franzosen. Mit allem Komfort sind unsere Ställe ausgestattet, unsere Stellung hat alles aufzuweisen, was die „Branche“ bietet. In edlem Werteser mit den Franzmannen zeigen wir unsere Schießkünste. Unverbürgte Gerichte vermelden auch monatlich Erfolge: im übrigen geht jetzt alles so regelmäßig wie eine Maschine seinen Gang. Mit besonderem Interesse wird der „Neue Weg“ gelesen und auch benutzt, was mir angeht der Umstände die Genossenschaft nicht abnehmen wird.  
Vielen Dank auch für die Nachlieferung von Nr. 11, die gestern auf dem Umweg über die vielgerühmte Feldpost eintraf.  
Mit nochmaligem herzlichem Dank und vielen Grüßen  
Ihr Otto Stoll, Offiziersstellvertreter.

Tilla, Wald, den 14. Dezember 1914.

An das Präsidium der Genossenschaft!  
Hurra! ich lebe noch, wir leben noch, hurra! Dankend Ihre so lieben Sendungen von Zigaretten und Rum erhalten, welcher mir sehr gut schmeckt. Sind nun nach schweren Stunden, welche wir im Felde verbracht haben, wieder mal vor Verdau gelangt, und zwar nach einer ziemlich ruhigen Gegend, bekommen ab und zu mal ein

paar eiserne Portionen von den Franzosen geschickt, laufe direkt in einem Schweinejagd, zwischen Matten und Mäusen, sehr liebe Haustiere das, na und Weihnachten gedanke ich auch hier zu verleben oder im Wald im Unterland, wo wir auch zuweilen liegen. Öffentlich kann man gesund wieder in die Heimat zurückkehren, dies ist mein Weihnachtswunsch, um mich wieder der schönen Kunst widmen zu können. Mit vielen erdteutlichen Grüßen an alle liebe Kollegen verbleibt  
Ihr Otto Klopsch, Gefreiter.

Allen ein frohes Weihnachtstfest wünschend!

Bei Marginau, 13. Dezember 1914.

Aus einem kühnlichen Gefecht zurückgekehrt, erbielt ich von meinem Feldweibel mit der Post auch das Kumpflächchen des „Neuen Weges“. Wir kamen tiefenst und abgeplattet aus dem Gefecht. Die 3 Bataillionskommandure und viele brave Leute gefolgt. Da läßt man den Kopf bängen — aber liebes Gedenden hilft wieder etwas auf Deck und der Rum diene in natura als Roggnal dazu, um die Geister wieder auf Deck zu bringen. Seligener konnte er nicht kommen.

Verzlichen Dank und kollegialen Gruß!  
Dr. Diddjum, Leutnant.

## Kleines Feuilleton.

### Krieg und Geschäft.

Im „Forum“ schreibt Wilhelm Herzog:  
Um der Fülle der Gesichte, der Fragen, der Grinassen, die einem aus den Zeitungen entgegenkommen, zu entkommen, empfiehlt es sich, zuweilen den Blick über jene eisenhellen Felder schweifen zu lassen, die aufrichtig nur dem redlichen Gewinne gewidmet sind.

Wen der Interatenteil der Zeitungen schon im Frieden mehr fesselte als der vordere Teil mit Leitartikeln und Feuilleton, wer weiß, daß er von Welt und Menschen meist mehr erfährt durch die Anzeigen hinten als durch die „lichtvollen“ Ausführungen der Politiker und Blauderer vorn, wer den erblichen Ausdruck der Not und der Freude, des Bedarfs und des Angebots, der Profitlust und der Eitelkeit, die aus der Welt der Interate zu uns sprachen, lieb gewann, verzichtete oft auf die Vorposten und hielt sich gleich an das Mittelstück und an das Ende. Das Lieblingsstück jedes gewinnthätigen Gazettenbesizers ist dieser hintere Teil. Um seinen Willen treibt er oder läßt er Politik treiben, um feinetwillen beschäftigt er die Wissenschaften und die schönen Künste. Er verhält sich es sozusagen. Damit es ihm wohlgehe, umwirbt er die vornehmsten Schriftsteller, sein Name ist ihm zu teuer. Man soll sehen, in was für Aereie sein Kind dringt. Ein Blick auf dieses Goldrud, d. h. in den Annoncenteil, kann jetzt mehr denn je belehrend wirken. Nach wenigen mageren Wochen ist alles wieder in voller Blüte. Ja, nach der anfänglichen Dürre der Interateplantagen fließt jetzt wieder Milch und Honig in deutschen Landen. Ganz neue Industrien haben sich aufgetan. Alle geahnte Geschäfte werden Wirklichkeit. Der Krieg hat auch die Interaten großartig werden lassen. Manchem von uns schwand der Sinn des Lebens; vielen unserer Mitbürger scheint er erst durch den Krieg gekommen. Sie rücken sich ab und machen alles „sofort greifbar“. Man lieh: Kaufe jeden Posten Kruden (feststehend und verteilbar), 60000 nachte Militärkaspelze, Gulash Ja jedes Quantum, 50000000 Zigaretten. Sie machen Geschäfte mit Feldhochfischen, Zeltbahnen, Exped. holländischen Biergemüse, Streichholzern, Spirituslochern, patriotischem Wandschmud, Militärkoden, Kakaowürfeln, Leibbänden, geräuchernten Rücken und Väuchen — alles sofort greifbar. . . O Koch, öffne Deine Erde. . .

Aber all das muß wohl so sein. Woher sollten unsere tapferen Krieger brauchen alles so schnell und gut bekommen, wenn sich nicht der Zwischenhandel ihrer angenommen hätte?

Zwar hört man manchmal von dunklen Geschäften, von ver-einzelteten Kriegswunderern, die — während alle sich einschränken und ihre Bedürfnisse herunterdrücken müssen — binnen weniger Wochen zu vielfachen Millionen werden. Auf mehr oder weniger legalen Wege. Jedenfalls nicht greifbar. Aber das sind ganz gewiß nur Ausnahmen, die auf eine etwas skrupellose Art ihr Schäflein ins Trockene bringen. Ueberrasslich müßten die verantwortlichen Leiter der Finanzministerien sofort darüber nach-sinnen, wie der ungeheuerlichen Versteigerung des Nationalvermögens an wirklichen zu begeben wäre: etwa durch eine unverzüglich einzubringende Vermögenszuwachssteuer, die einen erheblichen Anteil von dem Gewinn der Kriegslieferanten dem Staate eintragen müßte. Auf daß er reiche Mittel in die Hand bekomme, um in Not geratene Familien von allzu schwerer Steuer-last zu befreien und den hinterbliebenen Witwen und Waisen von Kriegern einen weniger karglichen Zufuß zu gewähren. So be-grenzt erträge man schließlich die Vermischung von Krieg und Ge-schäft, und so gerecht verteilt, könnte man gar von einem Segen der Kriegswirtschaft sprechen, der um so schöner wäre, je überraschender er käme.

### Glasröhrchen von 1/1000 Millimeter Durchmesser.

Zum Aufhängen der Spulen besonders empfindlicher Galvano-meter, wie sie zum Nachweisen und Messen äußerst schwacher elek-trischer Ströme benutzt werden, gebraucht man seine Glasröhrchen, die zugleich als Isolatoren wirken. Die Röhrchen haben einen Durchmesser von 1/1000 Millimeter bei einer Wandstärke von 1/10000 Millimeter. Sollen diese Glasröhrchen für den elektrischen Strom leitend gemacht werden, was zur Ausführung verschiedener Veruche mitunter zweckmäßig ist, so füllt man sie ent-weder mit Quecksilber oder überzieht sie mit einer feinen Silberschicht. Wird beides ausgeführt, so kann das Röhr-chen gleichzeitig zur Strom- und -Abfuhr dienen, indem der elektrische Strom z. B. durch die Rohrfüllung zu- und durch den äußeren Belag abgeführt wird oder umgekehrt. Die Her-stellung dieser den natürlichen Fäden der Seidenraupe an Feinheit noch übertreffenden Glasröhrchen erfolgt mit Hilfe eines elektrischen Ofens, dessen Hauptteil aus einer Platinspirale von etwa 10 Milli-meter Durchmesser und 25 Millimeter Höhe besteht, die in einem Schimmergehäuse angeordnet ist und mittels eines durch-geleiteten elektrischen Stromes zum Glühen gebracht wird. Ein innerhalb der Spule aufgehängtes, auf gewöhnliche Weise durch Glasbläserarbeit erzeugtes Glasröhrchen mit mög-lich gleichartigen Wandungen, welches an seinem unteren Ende durch ein Gewicht befestigt ist, wird dadurch auf Sammeltemperatur erwärmt. Die Belassung des Glasröhrchens reißt die zum Erweichen gebrachte Glasmasse aus und sinkt gleich-mäßig in ein mit einer Glühzimmung gefülltes Rohr abwärts, dabei das Röhrchen bis auf den gewünschten Feinheitegrad aus-ziehend. Abgesehen von der Erhigung der Glasmasse im elektrischen Ofen und dem geforderten größeren Maße von Aufmerksamkeit unterscheidet sich also der mechanische Arbeitsvorgang kaum von der gewöhnlichen Art der Herstellung größerer und kleinerer Glasröhrchen in den Glashütten.

### Notizen.

— Musikchronik. Im Lessing-Museum (Prüder-strasse 13) finden fortan jeden Sonntag Kammermusik-Abende zum vollständigen Einheitspreise von 50 Pfennig statt. Sonntag, den 24. Januar, spielt das Steiner-Rothstein-Quartett Streichquartette von Haydn und Mozart.

— Vorträge. Am Sonnabendabend 8 Uhr wird Professor Schwahn im Vortrage der Urania einen Vortrag über „Erdbeben“ halten.

— Hans Sagan, der Senior unter den Mitgliedern des Deutschen Theaters, ist in Berlin nach langen Leiden, 71 Jahre alt, gestorben. Vom Operettenkomiker hatte er sich zum wichtigsten Charakterdarsteller entwickelt — und wenn er auch nur in kleinen Rollen — den sogenannten Chargen — und verrannt wurde, so war seine Darstellung doch nicht minder menschlich wahr und echt. Sein Klosterbruder in Lessings „Kathar“ war eine der Rollen, in der er uns zuletzt entgegentrat — bescheiden dem Gesamten dienend und doch das Eigene lebend.